

Christian Feldmann

Adolph Kolping

Ein Leben der Solidarität

Mit einem Geleitwort von Josef Holzkotte

topos taschenbücher

Über das Buch

Der Schustergeselle Adolph Kolping (1813–1865) träumt von einer Laufbahn als wissenschaftlicher Theologe. Doch dann begreift er die Lebenssituation der Handwerksgesellen seiner Zeit als Aufruf, für ein Leben der Solidarität zu kämpfen. Mitten in den Umbrüchen des industriellen Zeitalters wird er zum Pionier eines sozialen Christentums. Christian Feldmann zeichnet ein gründlich recherchiertes und spannend geschriebenes Porträt des 1991 seliggesprochenen „Gesellenvaters“.

Über den Autor

Christian Feldmann, geb. 1950, Journalist für Presse und Rundfunk, freier Schriftsteller. Mehr als fünfzig, in siebzehn Sprachen übersetzte Bücher. Besonders gern porträtiert er fromme Querköpfe aus Christentum und Judentum.

Verlagsgemeinschaft topos plus

Butzon & Bercker, Kevelaer

Don Bosco, München

Echter, Würzburg

Matthias Grünewald Verlag, Ostfildern

Paulusverlag, Freiburg (Schweiz)

Verlag Friedrich Pustet, Regensburg

Tyrolia, Innsbruck

Eine Initiative der

Verlagsgruppe engagement

www.topos-taschenbuecher.de

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten
sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

ISBN 978-3-8367-1059-6

E-Book (PDF): ISBN 978-3-8367-5055-4

E-Pub: ISBN 987-3-8367-6055-3

2016 Verlagsgemeinschaft topos plus, Kevelaer

Das © und die inhaltliche Verantwortung liegen beim

Verlag Butzon & Bercker, Kevelaer.

Umschlagabbildung: © Josef Albert Slominski

Einband- und Reihengestaltung: Finken & Bumiller, Stuttgart

Satz: SATZstudio Josef Pieper, Bedburg-Hau

Herstellung: Friedrich Pustet, Regensburg

Printed in Germany

Inhalt

Zum Geleit

<i>Josef Holtkotte</i>	9
------------------------------	---

Einführung

<i>Der verrückte Konkurrent von Karl Marx</i>	13
---	----

I. Luftschlösser

<i>Ein Schäferssohn träumt von der großen Karriere</i>	19
--	----

<i>Wunderwelt der Bücher und Träume</i>	20
---	----

<i>Als Schustergeselle auf der Walz</i>	22
---	----

<i>Mit 24 noch einmal auf die Schulbank</i>	26
---	----

<i>Studium in der Stadt der frommen Aufklärer</i>	30
---	----

II. Bekehrung

<i>Der Kaplan Kolping verliebt sich in die Menschen</i>	36
---	----

<i>Die Sklaven der industriellen Revolution</i>	38
---	----

<i>Das Leben lernt man nicht aus Büchern</i>	41
--	----

<i>Vom Handwerkerchor zum Gesellenverein</i>	45
--	----

<i>Gesellenhäuser als Heimat für die Entwurzelten</i>	48
---	----

<i>Das Programm: Veränderung durch Erziehung</i>	53
--	----

<i>Widerstände im eigenen Lager</i>	56
---	----

<i>Schikanen vom Schulkommissar</i>	59
---	----

III. Kampf

<i>Der erfolgreichste katholische Publizist seiner Zeit wirbt für die „wahre Aufklärung“</i>	63
„Dr. Fliederstrauch“ und der Volksschriftsteller Kolping ...	66
„Wir müssen uns besser rühren!“	69
Zwischen Dialog und Ghetto	71
„Wer an Gott glaubt, muss auch an den Menschen glauben“	76
Politische Ermittlungen gegen den Gesellenpfarrer	79

IV. Politik

<i>Der Sozialreformer Kolping will das Evangelium im gesellschaftlichen Leben wirksam machen</i>	82
Der Kampf gegen die Gewerbefreiheit	83
„Es gibt keine Trennung zwischen Himmel und Erde“	85
Gerechtigkeit statt Gnade	87

V. Glaube

<i>Der Priester Kolping lebt, was er verkündet: die Menschenfreundlichkeit Gottes</i>	92
Nicht bloß von Liebe reden	94
„Ich bin nie ein Held gewesen“	96
Nur Engel haben keine Fehler	99
Damit das Leben nicht banal wird	101
Kolpings tiefstes Geheimnis	105
Der grausame Kampf gegen den Tod	107

VI. Wirkung

<i>Was sich heute von Adolph Kolping lernen lässt</i>	110
„Treu Kolping!“ statt Hitlergruß	112
Das Erbe: 400.000 in mehr als sechzig Ländern	116
Ein Bildungsangebot für alle	118
Die Wunden unserer Zeit bewusst machen	122
Anwälte der Menschenwürde sein	125
Das Evangelium zum Leuchten bringen	128
Zeittafel	133
Literatur in Auswahl	137

Einführung

Der verrückte Konkurrent von Karl Marx

Die Straßen um den Kölner Gürzenich sind an diesem Abend im Frühjahr 1849 wieder einmal schwarz von Menschen. Fabrikarbeiter, blasse Handwerksburschen, ausgemergelte Erwerbslose, ein paar Studenten – erwartungsvoll, lärmend, aufgeregt miteinander diskutierend strömen sie zum Vortrag eines Mannes, der all ihre Wut über die himmelschreiende Kluft zwischen Reich und Arm, all ihre Schmerzen und enttäuschten Hoffnungen, ihre Zukunftsängste und ihre brennende Sehnsucht nach einer gerechteren Welt in eine einzige zündende politische Idee bündelt: Dr. Karl Marx, Chefredakteur der *Neuen Rheinischen Zeitung*. Ein Jahr zuvor hat er das *Manifest der Kommunistischen Partei* veröffentlicht.

Die Reichen werden immer reicher, die Armen immer ärmer, sagt Marx seinen atemlos lauschenden Zuhörern. Längst sei der Arbeiter zum Sklaven seines Fabrikherrn geworden, ja zur Ware, zur Sache: „Es gibt nur noch Arbeitsinstrumente, die je nach Alter und Geschlecht verschiedene Kosten machen.“ Fremd steht der Arbeiter dem Produkt seiner Mühen gegenüber, er schuftet nur noch für den Profit der wenigen Glücklichen, die seine Arbeitskraft gekauft haben. „Die Arbeit“, ruft Marx in den Saal, „produziert Wunderwerke für die Reichen, aber sie produziert Entblößung für den Arbeiter. Sie produziert Schönheit, aber Verkrüppelung für den Arbeiter.“

Ausgerechnet in diesen aufgewühlten Tagen will gar nicht so weit vom Gürzenich entfernt ein unbekannter junger Priester einen merkwürdigen Verein gründen. Einen „Gesellenverein“ für junge Handwerker, die etwas für ihre Bildung tun und sich besser über ihren Glauben informieren wollen. Wer sich einbildet, mit so einer langweiligen Abendunterhaltung den berühmten Dr. Marx ausstechen zu können, muss verrückt sein. Adolph Kolping hat mit seinem sturen Gottvertrauen allerdings immer schon als etwas verrückt gegolten. Exakt sieben Zuhörer verirren sich in die Kolumbaschule, wo er ihnen erstaunlicherweise eine ganz ähnliche Einschätzung der gesellschaftlichen Verhältnisse vorträgt wie sein prominenter Konkurrent:

„Unsere heutige Industrie“, stellt Kolping fest, „ist raffinierter kalter Egoismus, wie er kaum schlimmer in der Welt gewesen, und dieser übt maschinenartig eine Tyrannei auf Herren und Knechte aus ...“ Hörige und Sklaven ihrer Fabrik seien die Arbeiter geworden, die das große Kapital „kaum am Leben nippen“ lasse: „Das Kapital errichtet Magazine, deren Inhaber nie im Schweiß des Angesichtes ihr Brot verdient, das Geld hat's getan für sie, und in diesen Magazinen liegen Tausende verarmter Bürger aufgestapelt, die vom Kapital so abhängig sind, dass unter Umständen ihr Los noch schlimmer ist als das Los des Sklaven ...“

Die Schlussfolgerungen, die beide Redner aus dieser Lagebeschreibung ziehen, sind allerdings grundverschieden. „Mögen die herrschenden Klassen vor einer kommunistischen Revolution zittern!“, ruft Karl Marx in die begeisterte Menge im Gürzenich. Man müsse den ausgebeuteten Proletariern nur endlich ihre Situation bewusst und sie zu einer schlagkräftigen

Truppe machen, um das Werk der Befreiung in Szene setzen zu können. Das Ziel: „Alle Verhältnisse umzuwerfen, in denen der Mensch ein erniedrigtes, ein geknechtetes, ein verlassenes, ein verächtliches Wesen ist!“

Kolping hingegen erläutert dem armseligen Häuflein seiner Zuhörer mit ruhiger Stimme, mit einem bloßen Auswechseln der herrschenden Schicht und politischen Maßnahmen allein sei gar nichts gewonnen. Statt der Strukturen müsse man die Menschen ändern, ihr Verhalten, ihren Lebensstil. „Der rechte Geist“, sagt Kolping, „lässt sich aber nicht dekretieren, mit Gesetzesparagrafen herbeizitieren, der lässt sich überhaupt nicht machen.“ Geduldige Erziehungsarbeit sei nötig – und ein un-
bändig starker Glaube an den Gott, der das Glück aller seiner Menschen will.

Ganz anders Marx, der skeptische Freigeist; er überschüttet im Gürzenich eine Religion, die sich allzu oft als zäher Kitt menschenunwürdiger Strukturen erwiesen hat, mit beißendem Spott: „Die sozialen Prinzipien des Christentums predigen die Feigheit, die Selbstverachtung, die Erniedrigung, die Unterwürfigkeit, die Demut, kurz alle Eigenschaften der Kanaille, und das Proletariat, das sich nicht als Kanaille behandeln lassen will, hat seinen Mut, sein Selbstgefühl, seinen Stolz und seinen Unabhängigkeitssinn noch viel nötiger als sein Brot.“

Adolph Kolping, der junge Feuerkopf in der Kolumbaschule, hält die sozialen Probleme nur auf der Basis des „alten, guten, katholischen Christenglaubens“ für lösbar. Die Gesellschaft sei so elend dran, weil es so wenig richtige Christen gebe. Für ihn ist das kein Anlass, zum Kreuzzug gegen die schlimmen Heiden zu blasen, sondern die Trägen im eigenen Lager aus den

Kirchenbänken zu rütteln: Das Christentum sei nicht bloß „für die Betkammern“ gedacht, sondern für den Alltag und die Gestaltung der gesellschaftlichen Wirklichkeit.

Von den beiden Versammlungen im Gürzenich und in der Kolumbaschule gibt es keine Protokolle. Wir wissen nicht, ob die zitierten Sätze – zentrale Gedanken, die bei Marx und Kolping in jenen Jahren immer wiederkehren – dort tatsächlich so gefallen sind. Ein wenig Fiktion sei dennoch gestattet, um deutlich zu machen, dass in jenen ereignisreichen Tagen in Köln zwei Welten aufeinanderprallten, zwei Menschenbilder, zwei Zukunftsentwürfe, die Geschichte machen sollten.

Für die Forschung steht längst fest, dass sich Marx und Kolping niemals als Konkurrenten betrachtet, ja einander zeitlebens so gut wie nicht zur Kenntnis genommen haben. Aber auf christlicher Seite gab es wohl keine soziale Initiative, die dem marxistischen Entwurf so gekonnt Paroli hätte bieten können wie die Idee des jungen Hitzkopfs, dem damals in der Kolumbaschule lediglich sieben Mann zuhörten. Sein Freund Vosen verriet sechzehn Jahre danach an Kolpings Grab: „Einer dieser ersten Teilnehmer äußerte sich später darüber, dass sie anfangs an dem ihnen fremden, sonderbar auftretenden Manne irre geworden und nicht begriffen hätten, was ihn denn bewegen möge, Gesellen zusammenzurufen; er schien ihnen ein unter den Geistlichen beiseite gesetzter Sonderling zu sein, der seine Zeit nicht totzuschlagen wisse.“

Ein knappes halbes Jahr nach der Gründungsversammlung waren aus den sieben Vereinsmitgliedern bereits 550 geworden. Als der „beiseite gesetzte Sonderling“ 1865 starb, gehörten 24.600 Gesellen zum Kolpingwerk. Heute sind es 400.000 in mehr als sechzig Ländern der Erde.

„Tragt Holz bei und lasst Gott kochen!“, pflegte der ins Risiko verliebte und fromme Sprüche nicht sonderlich schätzende Menschenfreund zu antworten, wenn man ihn fragte, woher er denn den Mut zu seinen verrückten Plänen nehme.

Es war eine verwirrende Umbruchzeit, in der sich das kurze, aber dichte Leben des Adolph Kolping abspielte. Napoleon hatte den Völkern ihre Freiheit genommen, aber die Rechtsgrundsätze der Französischen Revolution eingepflanzt und die bürgerliche Gesellschaft gegen die alte Ordnung durchgesetzt. Es war freilich ein militaristisch eingefärbter Nationalismus, ein System von Polizeistaaten. Eine kleine privilegierte Schicht sicherte sich immer mehr Besitz und politische Mitspracherechte, während die Masse des Volkes nach wie vor herzlich wenig zu sagen hatte.

Das Bürgertum begann sich zur politisch bestimmenden Größe zu entwickeln. Die nichts hatten, blieben draußen vor der Tür. „Freiheit“ hieß der zentrale Gedanke dieser Jahrzehnte und „Verfassung“ das Zauberwort, mit dem man den Schutz der individuellen Bürgerrechte durchzusetzen hoffte.

Um die Mitte des 19. Jahrhunderts gelang es dem vom gebildeten Bürgertum getragenen Liberalismus tatsächlich, parlamentarische Volksvertretungen und Parteien zu etablieren. Aber noch 1847 schrieb der württembergische Liberale Julius Holder einem Gesinnungsgenossen resigniert, die kleinen Leute hätten vom vorpreschenden Bürgertum nicht viel zu erwarten: „Der ‚Pöbel‘ erhielt harte Strafen, das Bürgertum neue Freiheiten.“

Wunderwelt der Bücher und Träume

Adolphs Vater, der Schäfer und Kleinlandwirt Peter Kolping, war ein Analphabet, aber ein selbstbewusster und couragierter Mann: Als einer von Adolphs Schulfreunden, der Sohn ei-

nes großmächtigen Domänenrats, in seinem Haus geringschätzig über den Pfarrer zu reden wagte, setzte er das arrogante Knäblein einfach vor die Tür.

Vater Kolping hatte überhaupt keinen Grund, sich minderwertig zu fühlen. Heute gibt ein Schäfer bloß noch ein wehmütig belächeltes Kameramotiv ab: heile Welt von anno dazumal. Anfang des 19. Jahrhunderts war das anders. Als Lieferant von Milch, Käse und Wolle war das Schaf ein hoch geschätztes Haustier, anspruchslos war es auch, mit kargen Grasböden im Tiefland ebenso zufrieden wie mit Bergalmen, und den Mann, der die zahllosen Schafe einer Dorfgemeinschaft auf der Weide zusammenhalten, vor dem Wolf schützen und ihre Krankheiten heilen konnte, behandelten die Bauern mit sachkundigem Respekt.

Nie sei er glücklicher gewesen, wird Adolph Kolping später berichten, „als wenn ich bei meinem alten, steinalten Großvater saß, die Mutter neben ihm mit dem Spinnrad, der Vater, der den Tag über tüchtig schaffen musste, hinter dem Ofen saß, sein Pfeifchen rauchte, meine Geschwister um mich herum spielten und der alte Großvater Stückchen und Märchen erzählte“.

Ob die dick aufgetragene Idylle nicht täuscht? Es wird den Eltern in kargen Zeiten nicht immer leicht gefallen sein, mit ein paar eigenen Schafen, einem Gemüsegärtlein und ein bisschen Ackerland fünf Kinder satt zu bekommen. Und wenn auch der kleine „Dölfes“ als vierter in dieser Reihe verhältnismäßig behütet aufgewachsen sein mag, während sich die älteren Geschwister schon in der Küche und im Stall abrackerten – irgendwann wird ihn der Vater auch zum Hüten abkommandiert haben, und so angenehm war es nicht, die Herde bei Wind und

Wetter über die Äcker und Wiesen zu treiben, immer wachsam, immer auf dem Sprung.

Aber dass er nie mehr im Leben so eine Herzlichkeit und Geborgenheit fand, dass er dort im Elternhaus lernte, alles – das Kleine und das Große – mit Gott zu beginnen, das dürfen wir dem Gesellenvater schon glauben. Seiner Familie, die ihn die Dorfschule ohne Unterbrechung besuchen ließ und ihn nicht, wie es üblich war, immer wieder zum Helfen nach Hause und aufs Feld holte, verdankte der Dölfes auch eine für seine ärmlichen Verhältnisse ungewöhnlich gute Schulbildung. Und die auffallenden – und anstößigen – „höheren“ Interessen des Knirpses kamen wohl auch nicht von ungefähr: Lediglich „wegen meiner Leselust, die ich in jedem freien Augenblicke zu befriedigen suchte“, habe er später Verweise von seinem Meister bekommen.

Doch in die Wunderwelt der Bücher und Träume brach die harte Realität ein, als er seinen zwölften Geburtstag gefeiert hatte. Die Schule war zu Ende, und der Schäfer Kolping hatte kein Geld, sein lesewütiges Söhnchen auf eine höhere Bildungsanstalt zu schicken. 1826, der „Dölfes“ war noch keine dreizehn Jahre alt, trat er als Lehrbub beim Schuhmachermeister Meuser in der Kerpener Mähnstraße an.

Als Schustergeselle auf der Walz

In den nächsten elf Jahren war die enge Schusterstube Adolphs Welt. Der Rücken schmerzte vom ständigen unbequemen Sitzen auf dem Dreifuß. Knie und Schenkel taten weh, wenn sie stundenlang als Unterlage für den Leisten gedient hatten, auf

den der „Dölfes“ manchmal so wütend losschlug, als gelte es einen tückischen Kobold zu verprügeln. Tatsächlich erschienen ihm die beinharten Lederstücke und die Holznägel, die sich so schwer in das widerspenstige Leder treiben ließen, oft genug wie Marterinstrumente, von einem bösen Dämon bloß für ihn ersonnen. Dann betrachtete er traurig seine schwieligen, vom Schusterpech geschwärzten Hände und sehnte sich nach den Abenteuergeschichten, in die er sich spät nach Feierabend vergrub, bis ihm die Augen zufielen.

Knapp sechzehn Jahre alt, bestand Adolph die Gesellenprüfung mit einem anständigen Zeugnis – aber ausgerechnet die Stiefel, die er seinem Vater zum Namenstag schenken wollte, gerieten zu knapp. Vielleicht war das der Grund, warum sich der junge Adolph auf die Wanderschaft begab, um in den Werkstätten des Umlandes dazuzulernen, andere Arbeitstechniken auszuprobieren, Gewandtheit im Umgang mit Meistern und Kunden zu erwerben.

Adolph wird seinen Entschluss mehr als einmal verflucht haben! Denn von Landstraßenromantik war auf dieser strapaziösen Wanderung wenig zu spüren. Müde und hungrig trabten die Handwerksgesellen endlose Landstraßen dahin ins Unge- wisse, misstrauisch beäugt von den Dörflern, selten mit einem Stück Brot und einem frischen Schluck beschenkt. Man musste schon großes Glück haben, wenn einer von den Meistern, bei denen man hoffnungsvoll anklopfte, gerade einen Gesellen oder auch nur eine Aushilfskraft suchte. Adolphs Zeugnisse lassen darauf schließen, dass er mächtig froh war, wenn er irgendwo sesshaft werden konnte, und sich entsprechend ins Zeug legte.

Sein beruflicher Ehrgeiz trieb den ruhelosen Gesellen weiter nach Köln, in die besten Schusterwerkstätten der geschäftigen

Stadt, in der kraftvoller Glaube und trostlose Verkommenheit dicht nebeneinander wohnten, in der es unzählbar viele Kirchen gab und noch mehr Spelunken. Er habe sich auf den Weg gemacht, gesteht Kolping, „um auf größeren Werkstätten vollkommenerer Arbeit, gebildeterer Menschen zu suchen, um wenigstens den Studien nahe zu sein, die ich im Grunde des Herzens über alles liebte“.

Ein merkwürdiger Schustergesell, wie er sich da selbst als strebsamen Schögeist porträtiert. In Köln wurde er noch bitterer enttäuscht als in den Dörfern und Marktflecken vorher. Kolping: „Kölns erste Werkstatt hatte ich erreicht, saß in einem Kreise, nach dem sich so viele vergeblich bewarben; aber noch erbebt mein Inneres, wenn ich an die schrecklichen Tage denke, die ich dort mitten unter der Liederlichkeit und Versunkenheit von Deutschlands Handwerks-Gesellen zugebracht habe [...]. Schätze sich jeder glücklich, der nie so etwas sah und hörte, der nie mit solchen Menschen in Berührung kommt!“

Da ist er wieder, der Anflug von Menschenverachtung, der Kolpings frühe Selbstzeugnisse prägt, die felsenfeste Überzeugung, aus edlerem Holz geschnitzt und zu Höherem berufen zu sein als die primitiven Kollegen in der Schusterstube, das hartnäckige Bemühen, um jeden Preis auf Distanz zum eigenen Milieu zu gehen, das Leiden an der geringen Herkunft, der Traum von der großen Karriere in geistigen Sphären. Der Schustergeselle will heraus aus seiner kleinen Welt. Die Werkstatt mit ihren dumpfen Gerüchen, mit den immer gleichen Gesprächen und flachen Witzen ist ihm zum Gefängnis geworden.

Der Drang, auszubrechen, neue Erfahrungen zu machen, wird immer stärker. Der gesunde Ehrgeiz, der ihn anspornt und seine Fantasie, seine Kreativität herausfordert, paart sich

mit einer gefährlichen Verachtung der bescheidenen Ansprüche seiner Umgebung. „Unter dieser Volkshefe konnte ich nicht sitzen bleiben“, erklärt er später schroff. Interessant, dass der Mitverfasser des *Kommunistischen Manifests*, der stets tadellos gekleidete Fabrikantensohn Friedrich Engels, ähnlich naserümpfend auf die jungen Handwerker herabsah, die er „dumme Jungens“ und „Esel“ nannte. Dennoch: Ein wenig mehr Verständnis für die Gründe, die so viele Handwerksgesellen in Suff und Verzweiflung und in den sozialen Abgrund trieben, ein wenig mehr Solidarität mit dem eigenen Stand hätten wir uns von dem Schäferssohn Adolph Kolping schon erwartet – vielleicht auch ein wenig mehr Liebe für die Menschen, die seinen Weg kreuzten.

„Elend war ich“, klagt der Achtundzwanzigjährige, „wenn ich mich an meine Umgebung anschloss, mit ihr lebte und mit gleichem Leichtsinne des Schöpfers kostbarste Gaben verschleuderte, unglücklich, wenn ich es versuchte, mich von ihnen loszumachen, um meinen eigenen Weg zu gehen. [...] Das Bewusstsein meiner unglücklichen Lage wurde noch schmerzlicher, als ich durch die Leserei, der ich mich nie entwöhnen konnte, ganz andere Begriffe über den Menschen, seine Bestimmung, über die Würde einer höheren Bildung erlangte. [...] Also mein Leben lang diese Kette herumzuschleppen, die mich jetzt schon so herb drückte, mein Leben lang in dem Schmutze sitzen zu bleiben, der mich schon so lange angeekelt hatte, der Gedanke wurde mir unerträglich.“

Einem unbekanntem Kolping begegnen wir in diesen Jahren, ein wenig eitel und auf Abdrucke seiner mit ziemlich viel hohlem Pathos beladenen Gedichte erpicht:

Ich stand an Rheines Ufer und schaut' wohl in die Flut,
Die tobte wildbrausend wie mir das eigne Blut,
Tost nur, ihr Wogen mächtig, so ist's mir recht zu Sinn,
Ich sprach es, riss vom Busen den Strauß und warf ihn hin.

Derart schauerliche Knittelverse finden sich im umfangreichen Nachlass neben gekonnten Stimmungsbildern und überzeugender Poesie, unter Titeln wie *Des betrogenen Mädchens Klage*, *An die Veilchenverkäuferinnen*, *Ode an den gebornen Heiland*, *Wanderlust* ... Die oft recht oberflächlichen Ideale des Bildungsbürgertums nachzubeten und sich seinen Stil anzueignen gehörte sicher zu Kolpings Vorstellung vom sozialen Aufstieg.

Mit 24 noch einmal auf die Schulbank

Kolpings angeekelte Flucht vor den jungen Berufskollegen war keine gute Voraussetzung für den späteren Gesellenpfarrer. Der Aufstiegsbesessene hatte noch einen schmerzhaften Bekehrungsprozess vor sich, der ihn wieder in die verachtete Welt der Handwerker zurück und zu einer neu entdeckten Solidarität mit denen führen sollte, die er einst als „Volkshefe“ verspottet hatte.

Wir können nur raten, wie stark der Wunsch nach Bildungschancen und geistigen Entfaltungsmöglichkeiten bei Kolpings jetzt zum ersten Mal geäußerten Gedanken an den Priesterberuf mitgespielt hat. Auch die wahren Motive für den Verzicht auf seine Jugendliebe und – später – auf die Einheirat in eine solide Kölner Schuhmacherfamilie liegen im Dunkeln.

Die eine Klippe auf Kolpings Lebensbahn, die sich aus den autobiografischen Aufzeichnungen erschließen lässt, lag in einer Kölner Werkstatt: „Die Familie des Meisters war klein, außer der Hausfrau nur noch eine Tochter“, umschreibt er behutsam die Situation. „Der Meister war wie ein Vater zu mir, er pflegte zu sagen, er habe zwei Kinder, und wenn er wüsste, dass ich immer in seinem Hause bliebe, dann wolle er ruhig sterben. Ich hätte von Stroh sein müssen, wenn ich nicht hätte merken können, wohin solche Reden zielten. Als eines Tages abermals die Rede sich um diesen Punkt drehte und man sich zu wundern schien, dass ich nicht mit beiden Händen das zugeworfene Glück aufgriff, eilte ich auf mein Zimmer; denn meine Kraft allein reichte nicht aus, um diesen guten Leuten zu sagen: ‚Ich gehe.‘ Auf meinem Zimmer weinte ich mich aus, und mit dem Kruzifix in der Hand erneuerte ich meinen Vorsatz, Priester zu werden, und bat Gott um Hilfe.“

Möglicherweise ist Kolping dieser Verzicht nicht allzu schwer gefallen, denn von irgendwelchen zarten Gefühlen zwischen ihm und der Schusterstochter ist nicht die Rede. Anders liegt der Fall bei seiner Jugendliebe Anna Kläre Margarete Statz, zwei Jahre jünger als Kolping und die Tochter des Kerpener Dorflehrers; mit ihrem Bruder verband ihn eine echte Freundschaft. Kaum hatte er sein Theologiestudium in München aufgenommen, vertraute er seinem Tagebuch an, wie schwer ihm der endgültige Abschied von Anna gefallen war:

„Mit Gewalt habe ich die Tränen unterdrückt, wie nahe sie meinen Augen standen, da, als die Liebe sich noch mal mit ihrer ganzen Gewalt an mein Herz hing und ich sie lassen musste. O, ich weiß wohl, so viel Liebe, solche Anhänglichkeit, solche Treue wie in der Heimat finde ich nirgend mehr in der

Welt, aber diese unbegrenzte Liebe hat mir den Pass zur Fremde in die Hand gedrückt. Diese Liebe darf ich nicht erwidern, aber ihre Schuld drückt mich zu Boden.“

Welcher Tiefschlag muss es da gewesen sein, als er mit 22 Jahren seinem Heimatpfarrer von seinem Berufswunsch erzählte und den ernüchternden Ratschlag erhielt: „Schuster, bleib bei deinen Leisten!“ Das Sprichwort traf ihn in seiner brutalen wörtlichen Bedeutung und schien ihn ein Leben lang in der engen Werkstatt festzunageln.

Was sollte er tun? Einen „zweiten Bildungsweg“ zur Überwindung herkunftsbedingter Blockaden gab es damals ja noch nicht. Der verzweifelte Schustergeselle wusste, dass er alles riskierte. War er nicht schon zu alt, um neu anzufangen? Konnte er es sich überhaupt leisten, auf seine zwar bescheidene, aber sichere Handwerkerexistenz zu verzichten? Welche Tollkühnheit gehörte dazu, sich ohne Geld und Protektion in ein Abenteuer mit ungewissem Ausgang zu stürzen? Und was vielleicht am schwersten wog: Hatte er nicht eine Verantwortung für den alten Vater und die unversorgten jüngeren Geschwister?

Doch die Schäfersfamilie reagierte großartig auf Adolphs Pläne: „Anstatt aber dort auf Widerstand zu treffen, fand ich nur die aufrichtigste Teilnahme“, freut er sich in seinem zum Abitur verfassten Lebenslauf, „und selbst mein alter Vater meinte, wenn ich mit meinem Stande nicht zufrieden wäre, so sollte ich nur nach meinem Gutdünken mich nach einem andern umsehen, seine Zustimmung hatte ich, da er überzeugt sei, dass mich Gott zum Besten leiten würde.“

Glück hatte Kolping auch bei seinen nächsten Schritten hin zum hartnäckig verfolgten Ziel: Der Pfarrer einer Nachbargemeinde vermittelte ihm Privatstunden in Latein. Als er wenige

Monate später seinen Heimatpfarrer Joeken, der ihn erst so barsch abgewiesen hatte, um die Abnahme des Lateinexamens bat, war dieser baff: Hinter solch eiserner Zielstrebigkeit musste mehr stecken als bloß ein alberner Traum. Nun durfte Kolping beim Kaplan von Kerpen Nachhilfestunden in Latein und Griechisch nehmen. Ein schweres Stück Arbeit, weil er ja nebenher seinen Schuhmacherberuf ausübte und der in solchen Dingen ungeübte Verstand sich nur mit Mühe an die fremdartigen Vokabeln und Deklinationen gewöhnen konnte.

Das Glück blieb ihm gewogen, als er 1837 im angesehenen Kölner Marzellengymnasium vorsprach und gleich in die Tertia aufgenommen wurde – schlimm genug, als Vierundzwanzigjähriger neben zwölf- und dreizehnjährigen Jungen die Schulbank zu drücken. Die Lehrer scheinen ihn sehr verständnisvoll behandelt und gefördert zu haben; er spricht bescheiden von „schonender Rücksicht“, lässt allerdings später in einem Brief an den Freund Statz in Kerpen durchblicken, beim Abitur habe es Schwierigkeiten gegeben, er sei den Herren wohl „nicht servil genug“ gewesen.

Für die zähe Disziplin, die nötig war, in einem normalerweise nicht mehr besonders lernbegeisterten Alter dreieinhalb oft erdrückend harte (üblich waren fünf) Schuljahre durchzustehen und den chronischen Geldmangel dabei ebenso zu bewältigen wie eine Reihe ernster Krankheiten, hatten die gestrengen Herren Prüfer anscheinend keinen Blick. Nicht einmal ein volles Jahr lang war er vom Schulgeld befreit; Kolping musste Stunden geben, um sich durchzubringen, zum Studieren blieb ihm manchmal nur die Nacht. Zu seinen häufigen Unterleibsbeschwerden und Brustleiden gesellten sich die Pocken und ein mehrmals wiederkehrender gefährlicher Bluthusten.

Kolping bewältigte die Härten seines Lebens mit einem Glauben, der – vielleicht ein Erbstück seiner schlichten Herkunft – ernst und zupackend war, überhaupt nicht sentimental und von Jahr zu Jahr reifer: „Lass mich ganz das werden, was ich soll“, heißt es in einem Gebet des 24-Jährigen. Was er sich damals vornahm, zeigt ihn bereits auf dem Weg von der selbstgefälligen Streberei seiner Jugendträume hin zur Solidarität mit denen, die ihn später brauchen werden: „Erst will ich mich bestreben, Mensch zu sein, die hohe Bestimmung desselben begreifen lernen, zu der er geboren ward; die Pflichten des Menschen erkennen und erfüllen lernen, die ihn gerecht machen, unter seinen Brüdern zu leben und für sie zu wirken; dann, nachdem ich erkannt habe die Wege, die zur Vollendung führen, dann will ich mit festem Fuße sie betreten, will die erkannte Wahrheit festhalten und sie verteidigen, mit freier, offener Stirn bekennen, was in meiner Seele vorgeht, der Wahrheit ein Zeuge, den Mitmenschen ein Bruder sein.“

Um den Menschen ging es ihm in seinen Studien – das hatte sich in diesen verspäteten Gymnasialjahren immer deutlicher herauskristallisiert, um die „Fortbildung der Menschen im Guten“, nicht um das Sammeln beeindruckender Detailkenntnisse; solche Wissenschaftler und Schullehrer führten doch bloß ein „gelehrtes Nichtsnutzerleben“.

Studium in der Stadt der frommen Aufklärer

In einer TV-Seifenoper hätte sich die Szene hervorragend gemacht. Aber das Wunder, das alle Geldprobleme des Abiturienten Kolping löste, hat sich tatsächlich so abgespielt. Mitten in